

Erinnerungen an eine schwere Zeit vor 40 Jahren

(Bilder, die man nie vergißt)

Schon Ende Juli 1944 begann es bei uns in Ebenrode (früher Stallupönen/Ostpr.) recht unruhig zu werden. Der Russe rückte immer weiter auf die Grenzstadt Eydtkau vor, die nur 12 km von Ebenrode entfernt war. Immer wieder kreuzten Jagdbomber auf und streuten ihre Bomben in die Gegend. Niemand war mehr sicher vor dem ständigen Bordwaffenbeschuß, weder die Bauern auf dem Felde noch die Straßenpassanten.

Flüchtlingstrecks mit Volksdeutschen aus dem Baltikum zogen durch unsere Stadt gen Westen, Zu dieser Zeit ahnten wir noch nicht, daß auch uns bald das gleiche Schicksal ereilen würde. In unserem Kreise begann man mit der Evakuierung von Frauen, Kindern und Kranken. (Zunächst waren es wohl hauptsächlich die Ausgebombten u. Evakuierten aus den Großstädten des Reiches, die in unserem Kreise untergekommen waren).

Zu dieser Zeit verließen meine Berliner Geschwister mit ihren Kindern Ostpreußen; sie kamen mit einem Sonderzug nach Sachsen. Meine Mutter, die kurz vorher einen Schlaganfall erlitten hatte, kam mit einem Krankentransport nach Südostpreußen.

Das Personal der Kreisverwaltung wurde ebenfalls nach und nach sehr gelichtet. Es blieben nur die Personen zurück, die zur Erfüllung der Aufgaben unbedingt benötigt wurden. Ich gehörte als Schreibkraft auch dazu. Da wir in den letzten Wochen vor der Flucht nicht mehr nach Hause gehen durften, hatte der Rest der Bediensteten im Luftschutzkeller des Landratsamtes (Kreishaus II) Quartier bezogen. Wir harreten dort der Dinge, die da kommen sollten. Es waren aufregende und angsterfüllte Tage und Wochen, die folgten.

Der Russe versuchte immer wieder vorzudringen, wurde aber doch noch aufgehalten oder zurückgeschlagen.

Fast jede Nacht hatten wir Fliegeralarm. Feindliche Verbände überflogen unsere Stadt, um die größeren Städte Ostpreußens heimzusuchen. Das dumpfe Brummen der schwer beladenen Bomber war schon aus der Ferne zu vernehmen. Leuchtkugeln machten die Nacht zum Tage, die "Flak" schoß aus allen Rohren und die Angst, das todbringende glühende Eisen würde uns gelten, wuchs.

Aber auch unsere Stadt blieb nicht verschont. Mehrfache Bombenabwürfe hatten schon erheblichen Schaden verursacht. Eines Tages erlebte ich einen Bordwaffenangriff der Jagdbomber aus unmittelbarer Nähe. Ich befand mich zu der Zeit in meinem Büro im Kreishaus (Hauptgebäude). Plötzlich hörte ich Flugzeuggeräusche und Fliegeralarm. Draußen war die Hölle los. Da ich den Luftschutzkeller nicht mehr erreichen konnte, weil ich im Treppenhaus an vielen großen Fenstern vorbeilaufen mußte, hatte ich zitternd in einer Ecke Zuflucht gesucht und gewartet, bis der Spuk vorüber war. - Was war geschehen? Ein Wehrmachtsauto hatte unter den Bäumen vor dem Landratsamt Schutz gesucht, wurde aber von den Jagdbombern entdeckt und unter Beschuß genommen. Es krachte und klirrte ringsumher. Eine Granate durchschlug im Obergeschoß des Landratsamtes eine Wand. Die Windschutzscheibe des Wehrmachtsfahrzeugs war vollkommen zertrümmert. Als es ruhiger geworden war brachte man einen verletzten Soldaten in den Luftschutzkeller und verband ihn.

Später wurde auf dem Hofe des Kreishauses noch ein Blindgänger gefunden, der zum Glück nicht gezündet hatte.

An der Front schien es etwas ruhiger geworden zu sein und wir alle hofften, daß es doch gelingen würde, den Iwan von unseren Toren fern zu halten. Doch der Schein trügte.

Am 16. Oktober 1944 eröffnete der Russe mit seinen Stalinorgeln ein derartiges Trommelfeuer, dem auch der tapferste Soldat nicht mehr standhalten konnte. Die Erde bebte; die Fensterscheiben und Türen klirrten und klapperten; alles drohte aus den Angeln zu fallen. Lydtkau lag schon schwer unter Beschuß. Nach diesem schweren Trommelfeuer trat eine beängstigende Stille ein; die Stille vor dem Sturm. Da hatte auch unsere Abschiedsstunde geschlagen.

Nachdem die Räumung für den gesamten Kreis Ebenrode angeordnet war, verließen wir am Morgen des 17. Oktober 1944 (7.30 Uhr) schweren Herzens unsere Heimatstadt. Nur ein kleiner Stab verblieb in der fast ausgestorbenen Stadt zur Beobachtung. Von diesem erfuhren wir später, daß um 9.30 Uhr ein Großangriff auf Ebenrode erfolgte, dem ein großer Teil der Hauptstraße zum Opfer fiel; sie war ein einziges Flammenmeer.

Mit einem vollbeladenen Lastwagen und mehreren Personenkraftwagen fuhren wir über Gumbinnen nach Pregelau im Kreise Insterburg. Neben anderen Kollegen hatte ich zunächst noch einen Platz auf dem Lkw gefunden. Ängstlich beobachteten wir den Horizont und horchten auf jedes Geräusch, weil wir doch immer mit feindlichen Jagdbombern und mit Bordwaffenbeschuß rechnen mußten. Aber es blieb ruhig und wir erreichten wohlbehalten den uns zugewiesenen Ort.

Nach 14 Tagen mußten wir unser Quartier in Pregelau wieder räumen, weil ein Baustab sich dort niederlassen wollte. Eine Weiterfahrt nach Landsberg im Kreise Pr. Eylau wurde angeordnet. Unterwegs kamen wir an großen Weideflächen mit unserem schönen ostpreußischen Herdbuchvieh vorbei. Das Brüllen der Tiere klang markerschütternd; es hörte sich an wie eine Totenklage. (Die Euter der Tiere waren prall gefüllt, aber es war niemand da, der sie gemolken hat).

In Landsberg/Ostpr. im Kreise Pr. Eylau, bezogen wir ein neues Quartier. Dort hatte man unserer Verwaltung die Gaststätte "Waldhaus Hirschwinkel" zur Verfügung gestellt. Die Gaststätte befand sich inmitten eines herrlichen Fichtenwaldes. Abgesehen von den Flüchtlingstrecks, die einige Unruhe mit sich brachten und einzelnen Flugzeugen, die die nächtliche Ruhe störten, war diese Idylle noch vom Krieg verschont geblieben. Hier konnten wir nach all den Strapazen der letzten Wochen und Monate ein wenig Ruhe finden. Für unser leibliches Wohlergehen sorgte unsere Gemeinschaftsküche unter der Oberleitung einer Kollegin. Es fanden sich immer mehr Bedienstete ein und wir nahmen unsere Arbeit wieder auf.

Da der größte Teil unserer Kreisbevölkerung im Kreise Pr. Eylau untergekommen war, machte ich mich eines Tages auf die Suche nach meinen Angehörigen. Ich hatte Erfolg. Meine Angehörigen hatten in Pr. Eylau ein sehr schönes Zimmer zugewiesen bekommen und waren glücklich, dem Inferno rechtzeitig entkommen zu sein.

Es vergingen wieder einige Wochen und das Weihnachtsfest rückte immer näher. Wir feierten es im "Waldhaus Hirschwinkel", hatten einen geschmückten Weihnachtsbaum, sangen unsere alten schönen Weihnachtslieder und trugen Gedichte vor. Wir dachten natürlich auch an die Weihnachtsfeste daheim, an den knusprigen Gänsebraten und an den Duft von Pfefferkuchen und Plätzchen, der in der Weihnachtszeit das ganze Haus erfüllte.

Da sich die Lage etwas beruhigt hatte, hofften wir, bald wieder nach Hause zurückkehren zu können.

Doch unsere Hoffnungen erfüllten sich nicht und unser Leidensweg sollte bald von neuem beginnen.

Inzwischen hatte der Winter seinen Einzug gehalten mit starkem Frost und Schneefall. Uns erreichten neue beunruhigende Hiobsbotschaften:

Am 12.1.1945: Beginn der russischen Winteroffensive im Generalgouvernement.

Am 13.1.1945: Beginn der russischen Winteroffensive in Ostpreußen. Der Russe versuchte, von Süden her vorzustoßen und den Fluchtweg zum Westen abzuschneiden.

Am 21.1. habe ich krank im Bett gelegen; abends bin ich dann wieder aufgestanden und habe mein Handgepäck fertiggemacht. Wir mußten für einen eventuellen längeren Fußmarsch gerüstet sein, falls unsere Fahrzeuge ausfielen. Alle entbehrlichen Sachen wurden in eine Kiste gepackt und in Landsberg zurückgelassen.

Am 22.1. hatte ich noch einmal Gelegenheit, nach Pr. Eylau zu fahren, um meine Angehörigen zu besuchen. An diesem Tage sah ich meinen Vater zum letzten Mal. (Er ist auf der Flucht nach Pommern in Lauenburg verstorben).

Auf den Straßen war es wieder unruhiger geworden. Neue Flüchtlingstrecks, von Süden kommend, fuhren durch Landsberg. Sie alle wollten über das Frische Haff, um aus dem Hexenkessel zu entkommen. Weinend begegnete uns eine Frau, die ihr Kleinkind suchte. Die Großmutter, die im Planwagen saß, war gestorben und hatte das Kind irgendwo verloren. Gnadenloses Schicksal!

24.1.: Es war ein wunderschöner sonniger Wintertag. Ich machte noch einmal einen kleinen Spaziergang durch den herrlichen Winterwald. Der Schnee glitzerte und die Fichten standen da in stolzer, majestätischer Pracht. Nur das Grollen des Kanonendonners der immer näher rückenden Front störte diesen himmlischen Frieden. - An diesem Tage nahm ich Abschied von dem schönen Fleckchen Erde.

Am 27.1. haben einige Bedienstete versucht, von Pr. Eylau aus nach Königsberg zu fahren, um die Lage zu erkunden. Sie sind aber nicht durchgekommen. Daher wurde beschlossen, den Fluchtweg über das Frische Haff zu nehmen.

Einige Herren fuhren am 28.1. nach Lank im Kreise Heiligenbeil, um dort Quartier zu machen.

Am 29.1.1945, 0.30 Uhr, begann dann unser Leidensweg von neuem und auch gleich wieder mit Hindernissen. Unser Mercedes 170 V wollte bei der Kälte absolut nicht anspringen. Es wurde alles Mögliche versucht, sogar ein kleines Holzfeuer gemacht und der Wagen auf die noch warme Asche geschoben. Dies war besonders gefährlich, aber was tut man nicht alles in der Not. - Wir standen dabei, zitternd vor Angst und Kälte. -

Schließlich versuchte man, den Motor durch Ankurbeln in Gang zu bringen. Dies gelang unseren Herren dann auch und die Fahrt konnte beginnen. Unterwegs traten neue Schwierigkeiten auf. Der neue Opel-Kapitän lag sehr schlecht auf der schneeglatten Straße und drehte sich wie ein Kreisel. Der Wagen mußte dauernd angeschoben werden. Wir kamen nur langsam voran.

In der Nähe von Zinten wurde dann dieser Pkw an den Straßenrand geschoben, um andere durchfahrende Fahrzeuge nicht zu behindern. Die Insassen des Pkw wurden auf die übrigen Wagen verteilt. Nun kamen wir wenigstens voran und erreichten unser Quartier in Lank. In einem kleinen Raum fand die ganze restliche Verwaltung Unterschlupf.

Am nächsten Morgen (30.1.), 3.30 Uhr, wurden wir durch Panzeralarm geweckt. Feindliche Panzerspitzen waren durchgebrochen und standen am Eingang des Ortes. Schüsse fielen. Wir machten uns schnell reisefertig, nahmen unser Bündel auf den Rücken und gingen hinaus ins Freie. Hier erlebten wir eine böse Überraschung. Es stürmte und schneite und unsere Kraftfahrzeuge waren eingeschneit. Der Sturm trieb uns den Schnee ins Gesicht und nur mühsam kamen wir voran. Die Straßen waren durch Schneeverwehungen fast unpassierbar. Bei diesem Unwetter einen Fußmarsch anzutreten wäre unser sicherer Tod gewesen. Auch sonst wäre es uns schlecht ergangen, wenn die Panzerspitzen nicht abgeriegelt worden wären. Müde und erschöpft gingen wir zurück in unser Quartier. Gegen 7.00 Uhr wurde es dann wieder etwas ruhiger, und wir machten unsere Fahrzeuge fahrbereit. Um 12.30 Uhr sind wir jedoch erst von Lank abgefahren. Infolge des anhaltenden Schneesturmes kamen wir nicht weit, sondern sind im Schnee stecken geblieben. (Ganze 3 km hatten wir in 7 Stunden zurückgelegt). Es blieb uns nichts anderes übrig, als die Wagen auf einem Bauernhof abzustellen und zu Fuß nach Lank zurückzukehren. Auf dem Heimweg fanden wir einen großen runden Käse, den wohl ein Wehrmachtsfahrzeug verloren hatte. Wir beschlossen, den Käse für unsere Abendmahlzeit mitzunehmen. Dann kamen uns aber Zweifel, ob wir ihn überhaupt behalten durften? Womöglich war er auch vergiftet? Dem Iwan für eine gute Mahlzeit wollten wir ihn jedoch nicht lassen. Nachdem nach einer Kostprobe nichts passiert war, ließen wir uns also den Käse gut schmecken.

31.1.: Wir hatten uns vorgenommen, ganz früh aufzustehen, um unsere Fahrt nach Heiligenbeil fortzusetzen. Etwa gegen 5.30 Uhr wurden wir durch einen Feldwebel herausgetrommelt und sollten zum Schneeräumen eingesetzt werden. Der Feldwebel erklärte, daß dies unbedingt geschehen müsse, da sonst der Ort aufgegeben werden müsse, weil keine Munition herangeschafft werden könnte. Das hatte uns gerade noch gefehlt. Unser Fahrbereitschaftsleiter sprach noch einmal mit dem Feldwebel und bat darum, die Straße vom Schnee frei machen zu dürfen, an der sich unsere Fahrzeuge befanden. Nach langem Hin und Her erhielt er dann auch die Genehmigung. Im Gänsemarsch marschierte die ganze Kolonne die 3 km zu dem besagten Bauernhof. Versprengte Wehrmachtsfahrzeuge jagten an uns vorbei. - Als wir dort ankamen, trauten wir unseren Augen kaum. Die gesamte Straße war bereits vom Schnee geräumt. Diese günstige Gelegenheit nahmen wir wahr, um nach Heiligenbeil weiterzufahren. In Heiligenbeil hörten wir, daß Lank noch am selben Tage von einem größeren Bombenangriff heimgesucht wurde, dem auch einige Leute zum Opfer gefallen waren. Uns hatte eine unsichtbare Hand also wieder einmal beschützt.

Heiligenbeil war voller Flüchtlinge und alle wollten den Weg über das Frische Haff nehmen. Es wurde beratschlagt, ob man gleich über das Haff fahren oder noch ein paar Tage warten sollte, bis die Straße über Elbing restlos freigekämpft war. Man kam zu dem Entschluß, zunächst in Heiligenbeil zu bleiben. Wir erhielten im Landratsamt ein Zimmer und waren recht froh, ein ordentliches Dach über dem Kopf zu haben.

1.2.1945: Nach einer gut durchschlafenen Nacht erwachten wir froh und guter Dinge. Doch nicht lange sollte unsere Fröhlichkeit währen. Die Lage an der Front war unverändert, über Elbing war also nicht mehr durchzukommen.

Um 5.30 Uhr rüsteten wir zur Abfahrt von Heiligenbeil in Richtung Narmeln/Kahlberg. Unser Auto streifte wieder einmal. Am Haff angelangt, verweigerte uns die Wehrmacht die Überfahrt. Angeblich war eine über eine Fahrrinne geschlagene Brücke nicht mehr befahrbar. Außerdem sollten schwache Stellen im Eis vorhanden sein. Gute Zeit verstrich. Schließlich fuhren wir mit einem Wagen hinaus auf das Haff, um uns von dem Zustand der Brücke zu überzeugen, fanden aber weder eine Brücke noch stellten wir irgendwelche schwachen Stellen im Eis fest. Als wir zurückkamen, war es bereits dunkel. Wir wurden schon ängstlich erwartet. Ein Offizier hatte den Zurückgebliebenen gesagt, wir seien Deserteure und wenn wir erst einmal drüben wären, kämen wir bestimmt nicht mehr zurück.

Da uns die Überfahrt über das Frische Haff in der Dunkelheit nicht gestattet wurde, übernachteten wir in einem kleinen Ort in der Nähe des Haffes in einer Scheune. Wir krochen tief in das wärmende Stroh. Trotz des um das Gebäude tobenden Sturmes schlief ich tief und fest bis zum nächsten Morgen.

2.2.1945: Der neue Morgen brachte uns jedoch neuen Kummer. Über Nacht hatte Tauwetter eingesetzt und der Schnee auf dem Eis war geschmolzen. Wir fuhren zum Haff und sahen nichts als Wasser und Wellen. Angst überfiel uns. Sollten wir aus dem Kessel nicht mehr herauskommen und dem Russen hier in die Hände fallen? Die Greuelthaten von Nemmersdorf waren noch in frischer Erinnerung.

Wir mußten es wagen. Das Eis unter dem Wasser mußte doch noch vorhanden sein und vielleicht schaffte es der Motor doch? Zwei Kolleginnen und ich meldeten uns freiwillig für das erste Auto zur Überfahrt. Es wurde beschlossen, in gewissen Abständen zu fahren, um nicht einzubrechen.

Ängstlich schauten uns alle übrigen nach, als unser Wagen sich in die Fluten begab. Doch Welch ein Wunder! Der Motor wurde weder durch das Wasser abgewürgt, noch brachen wir ein und als wir einige Kilometer gefahren waren, war auch das Wasser verschwunden. Wir konnten also unsere Fahrt über das Haff fortsetzen. Nun folgten uns auch die übrigen Wagen in gewissen Abständen. Mitten auf dem Haff hatten wir dann erneut eine Radpanne. Wir mußten alle aussteigen und uns ein Stück vom Wagen entfernen. Die Gefahr des Einbruchs war zu groß, da der Wagen doch eine Weile auf einer Stelle stehen mußte. Unser Kraftfahrer bemühte sich sehr, den Schaden so schnell wie möglich zu beheben und wir erreichten glücklich das andere Ufer.

Um auf die Nehrungsstraße zu kommen, mußten wir noch ein Stück am Ufer entlang fahren. Dabei fielen uns einige eingebrochene Treckfahrzeuge auf.

In einer Hütte bei Kahlberg wurde Kaffee gekocht, den wir aber wegen des salzhaltigen Wassers nicht genießen konnten. Wir versuchten es dann noch einmal mit geschmolzenem Schneewasser. Nachdem wir uns etwas erfrischt und gestärkt hatten, setzten wir unsere Fahrt auf der Nehrungsstraße fort.

Auf der Nehrungsstraße war es unmöglich, voranzukommen. Endlos lange Menschenkolonnen (darunter auch alte Mütterchen, nur eine Handtasche in der Hand als letzte Habe), Flüchtlingstrecks, Wehrmachtsfahrzeuge und auch Kriegsgefangene bevölkerten die Straße. Sie alle waren wohl schon vom Tage vorher unterwegs und versuchten mit letzter Kraft, den rettenden Westen zu erreichen. Es war die reinste Völkerwanderung.

Müde, glanzlose Augen blickten uns an, als wir versuchten, mit unserem Auto auf der noch freien schmalen Spur an den Kolonnen vorbeizufahren. Zur linken Hand ein steiler Abhang zum Haff hin. Unser Versuch mißlang und beinahe wären wir den Abhang abgestürzt. Zum Glück blieb der Wagen im Pappschnee hängen. Mit vereinten Kräften wurde er wieder auf die Fahrbahn gebracht. Nach diesem mißglückten Überholmanöver gaben wir es auf, suchten uns im Wald eine geschützte Seitenstraße, um vor den Jagdbombern sicher zu sein und verbrachten die Nacht in unseren Wagen.

3.2.: Nachdem wir uns mit Schnee erfrischt und etwas gegessen hatten, fuhren wir auf der Nehrungsstraße weiter bis Fischerbabke. Der Menschenstrom war verschwunden und wir kamen verhältnismäßig gut voran. - In Fischerbabke übernachteten wir bei einem Kaufmann.

4.2.: Im Morgengrauen ging es dann weiter über Bodenwinkel, Stutthof, Steegen, Pasewark zur Weichselfähre Nickelswalde. Das Warten auf die Fähre, das Verladen und das Übersetzen zum anderen Ufer erschien uns endlos lang. Schließlich war es geschafft; wir waren aus dem Kessel heraus. Nun galt es noch, unversehrt durch die Weichselniederung zu kommen, die doch keinen Schutz bot.

Wir fuhren so schnell wir konnten und erreichten in kurzer Zeit Danzig. Zur Verrichtung dringender Notdurft hielten wir in Danzig-Langgarten in einer Seitenstraße vor einem Haus. Der Besitzer (es war zufällig der Ortsgruppenleiter) wollte gerade sein Haus verlassen, ließ uns dann aber doch herein und stellte uns das ganze Haus zur Übernachtung zur Verfügung. Nur ein Zimmer mit Schlafgelegenheit sollten wir für ihn frei lassen. Er selbst war sehr in Eile; Frauen und Kinder sollten evakuiert werden. Er kam in dieser Nacht jedoch nicht zurück und wir belegten alle vorhandenen Räume, um einmal richtig auszuruhen.

5.2.: Wir blieben noch einen Tag in Danzig-Langgarten.

6.2.: Am frühen Morgen ging es weiter über Zoppot - Gotenhafen in Richtung Stolp. 20 km hinter Lauenburg übernachteten wir in einer Schule auf Strohschütten. Hier erhielten wir zum erstenmal von der NSV eine warme Mahlzeit und etwas Warmes zu trinken. Sogar Schmalzstullen gab es.

In der Nacht wurde ich durch einen lauten Schrei aus dem Schlaf gerissen. Was war das? Etwa wieder Panzeralarm oder Fliegeralarm? Wir kannten doch bald nichts anderes mehr. - Ich lauschte. In der anderen Ecke der Unterkunft, in der sich die Männer befanden, bäumte sich ein junger Mann im Schlaf auf und schrie laut: "Ottchen, Ottchen - lauf' - lauf!" "Lieber tot, als Sklave!" Dann fiel er wieder auf sein Lager zurück und schlief weiter. Einer unser Lehrlinge hatte einen Alptraum. Mir lief ein kalter Schauer über den Rücken bei diesem Gedanken.

7.2.: Weiterfahrt nach Stolp. Übernachtung in Privatquartieren.

8.2.: Um 8.00 Uhr früh ging es dann weiter nach Köslin. Bei einer Frau in der Danziger Straße 4 bezogen wir ein Privatquartier.

11.2.: Die restlichen Bediensteten - bis auf 3 - wurden verabschiedet. Es waren ohnehin nicht mehr sehr viele. Diejenigen, die mit ihrem eigenen Pkw geflüchtet waren, hatten sich schon in Lank (Ostpr.) abgesetzt.

Ich war froh, daß noch eine Kollegin dabei bleiben durfte. Sie war erheblich älter als ich, hatte mehr Erfahrung und vor allen Dingen sehr viel Organisationstalent. Ich selbst hatte doch bis zu unserer Flucht immer noch die Nestwärme des Elternhauses genossen.

12.2.: Wir zogen um in die Ritterstraße 22. Hier hatte man uns eine von den Eigentümern verlassene 2-Zimmer-Wohnung mit Küche zugewiesen. Es war eine Wohltat, sich mal wieder gründlich waschen zu können. Seit Landsberg waren wir doch nicht mehr aus den Kleidern gekommen.

14.2.: Wir bezogen das uns von der Regierung Köslin im Regierungsgebäude zugewiesene Arbeitszimmer.

Unser Regierungspräsident mit seinem Stab und andere Behördenleiter waren auch schon da.

Am 15. u. 16.2. bin ich krank gewesen. Ich hatte mich beim Holzholen erkältet; mußte 2 Stunden bei der Kälte draußen anstehen, um einen Korb Holz zu erhalten.

17.2.: Mein erster Arbeitstag im Regierungsgebäude.

18.2. (es war ein Sonntag): Zwei Kolleginnen (Fräulein Naew und Fräulein Meyer) trafen bei uns ein. Sie befanden sich schon seit dem 13.2. in Köslin, hatten sich nach uns erkundigt und uns am 18.2. endlich gefunden. Beide waren bei dem Schneesturm zu Fuß über das Frische Haff gegangen und hatten sich bis Köslin durchgeschlagen. Sie waren sehr erschöpft und stark erkältet.

20.2.: Der Krankheitszustand von Fräulein Meyer hatte sich verschlechtert. Wir mußten einen Arzt holen. Dieser stellte eine schwere Lungenentzündung fest.

23.2.: Fräulein Meyer hatte hohes Fieber. Gegen Abend mußte sie in das Kösliner Krankenhaus eingeliefert werden, in dem sie am 25.2. verstarb. Die Beerdigung wurde auf den 28.2., 13.30 Uhr, festgesetzt.

26.2.: Eröffnung unserer Gemeinschaftsküche in Köslin im Burggrafen.

Abends erkrankte unser Bürodirektor. Sein altes Magenleiden (Magengeschwüre) war wieder aufgeflackert; ein neues Problem in dieser unruhigen Zeit.

27.2.: Unser Kraftfahrer war vom Urlaub zurückgekehrt; er brachte seine Tochter Ilse mit.

28.2.: Fräulein Naew und ich gingen zur Friedhofshalle in Köslin, um unserer Kollegin Frl. Meyer die letzte Ehre zu erweisen. Der Pfarrer stimmte während des Trauergottesdienstes das Lied an: "Mitten wir im Leben sind, von dem Tod umfängen". Er sang es ganz alleine. Mir war die Kehle wie zugeschnürt; ich brachte keinen Ton heraus.

Welche Wahrheit enthielten doch diese Worte. Ringsumher waren wirklich nur Tod und Verderben. Die Rote Armee rückte immer weiter vor; sie war uns fast wieder auf den Fersen und die Flugzeuge ließen uns hier auch nicht in Ruhe.

Vielleicht hatte Fräulein Meyer doch das bessere Teil erwählt; sie hatte hier unter rauschenden Tannen ihre letzte Ruhe gefunden.

1.3.: Kurz nach 12.30 Uhr Panzeralarm! Russische Panzer waren durchgebrochen und standen 10 km vor Köslin. Gegen Abend hörten wir schon ganz in der Nähe Kanonendonner.

Um 21.30 Uhr kam unser Kraftfahrer von der Regierung und berichtete, daß die Regierung eine Weiterfahrt nach Kolberg angeordnet habe. Schnell packten wir unsere Habseligkeiten zusammen und begaben uns zu unserem Wagen. 6 Personen und das Handgepäck mußten untergebracht werden, dazu noch die letzte Habe der Verstorbenen.

Weil wir keinen Gepäckträger hatten, wurden einige Rucksäcke draußen auf dem Trittbrett befestigt. Gegen 22.00 Uhr war alles verstaut und wir starteten in Richtung Kolberg. Hinter uns blieb der Kanonendonner und ein vom Feuerschein geröteter Horizont. Das Aufblitzen des Mündungsfeuers verfolgte uns noch eine ganze Weile. - Unterwegs begegnete uns ein kleiner Trupp Hitlerjungen, die mit einer Panzerfaust im Arm in Richtung Front marschierten, um die Panzer abzuwehren. -

Es war eine stürmische Fahrt durch die Nacht. Der Sturm zerzte an unseren draußen befestigten Gepäckstücken.

2.3.: Bei unserer Ankunft in Kolberg gegen 5.00 Uhr früh stellten wir fest, daß der Rucksack einer Kollegin verlorengegangen war.

In Kolberg schliefen wir zunächst einmal eine Stunde im Auto, dann kochten wir bei einer Frau Kaffee und frühstückten. Danach fuhren wir zum Landratsamt, um die Lage zu erkunden. Wir befanden uns wieder einmal in einem Kessel und wußten nicht, ob wir den Weg über Usedom-Wollin oder die Hauptstrecke über Stettin einschlagen sollten. Vielleicht bestand auch die Möglichkeit, mit dem Schiff von Kolberg fortzukommen? Schließlich starteten wir um 17.45 Uhr in Richtung Treptow - Greifenberg. Um 20.30 Uhr trafen wir in Greifenberg ein. Hier ließen wir uns in einer Gaststätte nieder und schliefen auf Tischen und Stühlen; ein jeder, wo er gerade saß oder wo er eine freie Ecke fand, um die müden Glieder auszuruhen.

3.3.: Wir verblieben zunächst noch in Greifenberg und aßen erst einmal gut zu Mittag (Kotelett). Vielleicht war es die letzte warme Mahlzeit, wer konnte es bei diesen Unruhen wissen? Um 16.00 Uhr erhielten wir die Anweisung zur Weiterfahrt in Richtung Schwerin. Unser Weg führte uns über Plathe. Die Straßen in der Stadt waren mit Fahrzeugen überfüllt; wir kamen nur schrittweise voran. Plötzlich tauchten Jagdbomber auf und schossen aus allen Rohren auf die langsam dahinschleichende Wagenschlange. Wir ließen die Wagen mitten auf der Straße stehen, liefen über die Straße und suchten Schutz in einem Hausflur. Als sich die feindlichen Flugzeuge verzogen hatten, gingen wir zu unseren Fahrzeugen zurück. Da uns der Weg über Plathe zu gefährlich war, kehrten wir um. Um den Weg zu verkürzen, benutzten wir eine Landstraße. Diese war aber derart aufgeweicht und ausgefahren, so daß die Wagen (besonders der unseres Herrn Regierungspräsidenten) des öfteren in dem Morast stecken blieben. Schließlich schafften wir es doch. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch.

4.3.: Im Morgengrauen erreichten wir Stettin. Grau und gespenstisch lag die Stadt vor uns, wie ausgestorben. Nicht einmal ein Lüftchen regte sich; nur das gleichmäßige Geräusch unseres Wagens war zu vernehmen.

Um 10.20 Uhr erreichten wir Neubrandenburg.

Unterwegs hatten wir wieder einmal eine Radpanne. (Unser Wagen hatte aber auch wirklich die schlechteste Bereifung!)

Im Hotel "Zur Eiche" wurde zu Mittag gespeist. Es gab eine Vorsuppe, Rinderschmorbraten mit Rotkohl und hinterher Pudding. Abends gab es einen Bratklops.

Wir übernachteten in diesem Hotel.

5.3.: Um 3.30 Uhr früh bin ich aufgestanden und mit Fräulein Naew zum Bahnhof gegangen. Sie wollte von Neubrandenburg aus zu ihrem Bruder nach Arneburg an der Elbe fahren. Weil es draußen so wunderschön war, machte ich noch einen kleinen Soaziengang. Dann ging ich ins Hotel zurück und begab mich noch einmal zur Ruhe.

Um 8.00 Uhr sind wir aufgestanden, um 9.00 Uhr gab es Frühstück. Um 10.20 Uhr ertönte dann zur Abwechslung wieder einmal die Sirene. Der Fliegeralarm dauerte bis 11.00 Uhr. Nach der Entwarnung starteten wir sofort in Richtung Schwerin. - Unser Kraftfahrer und seine Tochter verließen uns ebenfalls in Neubrandenburg, um zu Verwandten zu fahren.

Gegen 15.00 Uhr trafen wir in Schwerin ein und gingen sogleich auf Zimmersuche. Bei einer Familie Michels erhielten wir eine Bleibe auf dem Dachboden. Waschen durften wir uns in der Küche unserer Wirtsleute. Da die Wohnungen in Schwerin mit gespäntem Parkettfußboden versehen waren, mußten wir einen großen Bogen Packpapier unterlegen, damit kein Tröpfchen Wasser auf den spiegelblanken Fußboden fiel. - Ansonsten waren unsere Wirtsleute aber sehr nett.

6.3.: (Der Geburtstag meiner Kollegin). In einer Gaststätte aßen wir Rotkohl und Kartoffeln. Bevor wir diese Gaststätte fanden, hatten wir 5 Hotels abgeklappert, jedoch nirgends etwas Esbares bekommen.

Bis zum 16.3. hielten wir uns in Schwerin auf. Dann wurden wir nach Brüel in Mecklenburg beordert.

16.3.: Kurz nach 15.00 Uhr verließen wir Schwerin und fuhren nach Brüel. Hier liefen wir wieder von Haus zu Haus, um für uns eine Unterkunft zu finden. In 40 Häusern waren wir, leider ohne Erfolg. - Was wußten diese Leute schon von der Not der Flüchtlinge; sie hatten ja noch ein Dach über dem Kopf! - Schließlich kamen wir in den der Abwicklungsstelle f. ostpr. Behörden als Büro zur Verfügung gestellten Räumen des Amtsgerichts Brüel unter und schliefen dort auf Matratzen.

17.3.: Es ist mein 21. Geburtstag. Ich erwachte um 6.30 Uhr. Bei uns daheim schien an diesem Tage immer die Sonne; hier war der Himmel grau und ein leichter Nieselregen fiel hernieder. Ich ging hinaus aus dem Zimmer und als ich zurückkam, fand ich einen wunderbar gedeckten Geburtstagstisch vor. Meine Kollegin hatte wohl noch in Schwerin einen Kuchen für mich gebacken und mein Lieblingspudding (Karamel-Geschmack) stand auch auf dem Tisch. Das war ein Genuß! Anschließend gingen wir ins Zentral-Hotel Kaffee trinken. Nachdem wir uns gestärkt hatten, begaben wir uns erneut auf Zimmersuche. Nach vielem Suchen fanden wir eine Unterkunft in einer Siedlung bei Frau Teichert. Wir zogen auch sofort dort hin. Am Nachmittag hat Frau Teichert aus Anlaß meines Geburtstages Pfannkuchen gebacken und wir tranken gemeinsam Kaffee. Bei Frau Teichert aß ich auch zum ersten Mal in meinem Leben Pferdefleisch, allerdings unbewußt, sonst hätte ich vielleicht darauf verzichtet.

19.3.: Dienstbeginn bei der Abwicklungsstelle für ostpreußische Behörden im Amtsgerichtsgebäude in Brüel.

Aber auch in Brüel war unser Aufenthalt nicht von allzulanger Dauer. Wir wurden nach Husum (Schleswig) beordert.

Am 27.3., 14.30 Uhr, starteten wir in Richtung Husum.

In einem Wald vor Ratzburg übernachteten wir im Auto, weil wir uns vor den nächtlichen Fliegerangriffen in der Stadt fürchteten.

28.3.: Um 6.00 Uhr früh Weiterfahrt bis zu dem Ort Hohn hinter Rendsburg. Hier stellte uns der Ortsgruppenleiter großzügig seinen Heuboden zur Übernachtung zur Verfügung. Dies war immerhin besser, als noch eine Nacht sitzend im Auto zu schlafen.

Am 29.3., gegen 9.30 Uhr, fuhren wir weiter in Richtung Husum und trafen dort um 12.00 Uhr ein. Als Unterkunft wurden der Abwicklungsstelle zwei Wohnschiffe in einem Trockendock des Husumer Marschenbauhofes zur Verfügung gestellt. Auf dem größeren Schiff, auf dem sich auch unser Aufenthalts- u. Eßraum befand, kamen die Herren unter. Das kleinere Schiff stand den Damen zur Verfügung. Die Kojen, die uns als Schlafstelle dienten, waren so eng, daß man kaum Luft darin bekam. Bis man bei Fliegeralarm aus der kleinen Luke herausgekrabbelt war, standen die Weihnachtsbäume bereits über der Stadt. Auch ein Schiffskoch stand uns zur Verfügung, der uns am ersten Tag gleich Labskaus servierte. Das war vielleicht etwas Gutes für einen harten Seemann. Ich brachte die dicke Pampe, die hauptsächlich nach Zwiebeln schmeckte, trotz meines Hungers nicht hinunter. Lieber wollte ich verhungern. Zum Glück schmeckte es unseren Herren auch nicht besonders und alle waren froh, als meine Kollegin die Küchenleitung übernahm. Alle Damen halfen mit und das Problem war auf diese Weise am besten gelöst.

Nun befanden wir uns im hohen Norden. Wenn wir auch hier vor Bomben und Bordwaffen nicht sicher waren, so waren wir dem Russen doch wenigstens entkommen. Dies alleine war schon ein beruhigendes Gefühl.

Während der nächtlichen Bombenangriffe auf Husum, insbesondere auch auf den Flugplatz, liefen wir schnell aus dem Hafengelände hinaus und suchten Schutz hinter den Deichen. Dort warteten wir, bis die Angriffe vorüber waren.

In den bei der Stadtparkasse Husum der Abwicklungsstelle für ostpr. Behörden zur Verfügung gestellten Büroräumen arbeiteten wir bis zur Auflösung der Verwaltung nach der Kapitulation am 8. Mai 1945.

Der grausame Krieg, der so viel Leid über uns alle gebracht hatte, war nun Gott sei Dank zu Ende; die Waffen schwiegen. Zur Ruhe kamen wir jedoch noch lange nicht.

Mitte Juli kontrollierten die Engländer unsere Schiffe. Einige Herren wurden zur Überprüfung nach Schleswig vorgeladen. Sie kamen nicht wieder, weil sie der Partei angehörten. Unser Bürodirektor war auch dabei.

Nachdem die Abwicklungsstelle aufgelöst war, waren meine Kollegin und ich - die letzten Bediensteten der Kreisverwaltung Ebenrode - nun auch arbeitslos geworden und mußten das Los aller Flüchtlinge teilen. Unsere Bemühungen, in Husum Arbeit zu finden, waren ohne Erfolg.

Auf den Wohnschiffen konnten wir auch nicht bleiben. Im Frühling und Sommer war das Wohnen hier schon mal ganz interessant, aber wenn die Herbststürme einsetzten und der Winter begann, war der Aufenthalt wohl nicht mehr möglich. Eine kleine Kostprobe davon hatten wir auch bereits bekommen, als eines Tages die Schleusen geöffnet wurden und unsere Schiffe zu sinken drohten. Das Wasser mußte Tag und Nacht aus den Schiffen gepumpt werden. Wir begaben uns daher wieder auf Zimmersuche, die aber erfolglos blieb.

Da das Frühjahr besonders schön und sonnig war, wanderten wir in unserer freien Zeit sehr viel zur Nordsee, beobachteten Ebbe und Flut, machten weite Schlickwanderungen und badeten auch im Wattenmeer. Und am grünen Nordseestrand konnte man schon herrlich träumen und das schreckliche Geschehen der vergangenen Monate - wenn auch nur für kurze Zeit - vergessen. Aber ein Ersatz für das verloren gegangene Paradies unserer Jugendzeit war die graue Stadt am Meer nicht.

Da unsere Bemühungen, Arbeit zu finden, erfolglos blieben und wir auch keine Unterkunft finden konnten, entschlossen wir uns zu einer Umsiedlung in eine andere Besatzungszone. Meine Kollegin wollte in die französische Besatzungszone und mein Ziel war es, meine Schwester Erika zu finden, die mit dem Reserve Lazarett Grodno nach Frankenberg in Hessen geflüchtet war.

Am 25. Juli 1945 begann die Völkerwanderung dann von neuem. Wir brauchten zwar keine Angst mehr vor den Russen und vor Bomben u. Bordwaffen zu haben, ansonsten war diese Fahrt nach Süddeutschland aber fast genauso beschwerlich wie die Flucht. In Viehwagen, auf offenen Lorenwagen (tagsüber bei glühender Hitze, nachts prasselte ein Gewitterschauer auf uns hernieder), in überfüllten Personenzügen oder Bussen fuhren wir in Richtung Süden. Unterwegs verloren wir dann noch das letzte Gepäck meiner Kollegin.

Nach Überwindung mancher Schwierigkeiten und mit Hilfe meiner Kollegin ging mein Wunsch, meine Schwester in Frankenberg zu finden, am 31. August 1945 in Erfüllung. Die Wiedersehensfreude war groß.

Landschaftlich war es in Frankenberg auch sehr schön, man konnte ein neues Leben beginnen und endlich wieder einmal zur Ruhe kommen.

Mein Glück war dann vollkommen, als ich am 17. Oktober 1945 im Landratsamt Frankenberg in meinem Beruf unterkommen konnte.

Wenn wir auch unsere Heimat verloren hatten, jedoch die Erinnerung an unser schönes Land der dunklen Wälder und kristall'nen Seen, an die Bernsteinküste, das Samland, Cranz, Rauschen, Neukuhren, den Memelstrand, die hohen Dünen bei Schwarzort, das malerisch schöne Nidden, die Vogelwarte in Rossitten, die Rominter Heide mit dem Marinowo-See, die Johannisburger Heide, die Masurischen Seen und nicht zuletzt an die Birken, die den Weg von Ebenrode zum Paballer Wäldchen umsäumten und die besonders im Frühlingswind einen herrlich würzigen Duft ausströmten, diese Erinnerung kann uns niemand rauben !

---.---.---.---

Die vorstehenden Aufzeichnungen habe ich meinem Tagebuch aus dem Jahre 1945 entnommen.

Gertrud Konopatzki, geb. Dembski,
früher Rohren/Ostpr., Krs. Ebenrode,
jetzt wohnhaft in Frankenberg/Eder,
Hinstürzstraße 20.

